

Bernd Weiler
Die Tote am Steg

Für Mathi und Erwin

Über dieses Buch

Die Leiche einer jungen Frau wird am Schweizer Seeufer bei Steckborn ans Ufer gespült. Hauptwachtmeister Urs Rübli von der Kantonspolizei wird schnell klar, dass die Tote wahrscheinlich vom Internat auf der deutschen Seeseite in Gaienhofen stammt. Daher zieht er seine deutsche Kollegin Kim Lorenz hinzu. Die ist allerdings zur Zeit einer Sonderermittlungsgruppe in Ravensburg zugeteilt.

Weil es sich bei der Toten wahrscheinlich um eine französische Diplomantentochter handelt, sind auch die französischen Kollegen schnell vor Ort. Gleichzeitig wird der Sohn eines amerikanischen Diplomaten, der in Zürich studiert, vermisst. Die Kommissare vermuten einen Zusammenhang. Bevor sie mit den Ermittlungen beginnen können, fallen die ausländischen Ermittler im kleinen Ort Gaienhofen auf der Höri ein. Urs Rübli und Kim Lorenz werden von den Ermittlungen entbunden. Aber Kim Lorenz lässt der Fall nicht los. Sie hat eine Ahnung und sucht die Nähe einer Freundin der Toten. Als sie deren Vertrauen gewinnt, rückt diese mit dem Geheimnis heraus – ein Wettlauf mit der Zeit beginnt.

„Die Tote am Steg“ ist Bernd Weilers zweiter Krimi mit der Kommissarin Kim Lorenz. Bereits erschienen ist „Hopfentod“, der im Hinterland des Bodensees, in Tettngang, spielt.



Bernd Weiler wurde in Eislingen/Fils geboren, studierte Anglistik und Germanistik in Tübingen und Leeds, arbeitet als freier Redakteur, Lektor und Autor. Neben Veröffentlichungen im Bereich Natur und Reisen, schreibt er auch selbst Krimis. Er lebt mit seiner Familie in Pfullingen.

Bernd Weiler

Die Tote am Steg

Ein Bodensee-Krimi

Oertel + Spörer

Dieser Kriminalroman spielt an realen Schauplätzen.
Alle Personen und Handlungen sind frei erfunden.
Sollten sich dennoch Ähnlichkeiten mit lebenden oder
verstorbenen Personen ergeben, so sind diese rein zufällig
und nicht beabsichtigt.

© Oertel + Spörer Verlags-GmbH + Co. KG 2014
Postfach 16 42 · 72706 Reutlingen
Alle Rechte vorbehalten.

Titelbild: Erwin Pfaff, Gaienhofen-Horn
Umschlaggestaltung + Satz:
Oertel + Spörer Verlag, Bettina Mehmedbegović
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany.
ISBN 978-3-88627-914-2



Besuchen Sie unsere Homepage und informieren
Sie sich über unser vielfältiges Verlagsprogramm:
www.oertel-spoerer.de

„Spielst du mit den Wellen?“, fragte Tom lächelnd. Isabelle legte ihre Hand auf das sich leicht kräuselnde Wasser und spritzte ihm davon ein wenig ins Gesicht. Tom wischte das Wasser ab und legte sich in die Riemen. Mit ihrem Ruderboot waren sie nun ziemlich genau zwischen Gaienhofen und Steckborn. Der Bodensee war hier sehr schmal, vielleicht waren es nur ein oder zwei Kilometer, dachte Tom. Aber sie mussten heute noch an den Anleger in Gaienhofen. Isabelle wurde im Internat erwartet und er musste zurück auf die Schweizer Seite und weiter nach Zürich ins Wohnheim. Morgen war dann wieder Vorlesung.

„Kannst du noch bleiben?“, fragte Isabelle.

„Ich muss doch heute Abend wieder zurück sein“, antwortete er.

Langsam zog die Dämmerung über den See. In zarten Schlieren flogen Nebelschwaden über das Wasser. Die Sonne war längst in den Farben des späten Frühjahrs hinter der Höri untergegangen. Die Höri, eine kleine Halbinsel am Nordufer des Untersees, mal Heimat von Hermann Hesse, der oft auch wie sie über den See gerudert war. Zwei Orte weiter hatte Otto Dix sich niedergelassen. Seine Bilder gemalt. Ein kleines Stückchen Erde und doch gesucht und gefunden von so bedeutenden Künstlern, dachte Tom. Er als Amerikaner hatte diese Namen erst kennenlernen müssen. Einen Hermann Hesse kannte man vielleicht schon. Hatte in der Schule das eine oder andere von ihm gelesen, aber Otto Dix, den Maler, hatte er nicht gekannt. Wenn Isabelle nicht in dieses Internat in Gaienhofen am Bodensee

gekommen wäre, wahrscheinlich hätte er von diesen beiden Künstlern nie etwas Näheres erfahren.

„Tom, wie soll es weitergehen?“, fragte nun Isabelle. Tom wusste, sie zweifelte, an ihm und ihrer Beziehung, die sie nun schon seit einem Jahr versuchten, aufrecht zu erhalten. Es war aber auch schwierig, sie hier, am Bodensee, er in Zürich. Weit war es nicht, aber sie konnten sich halt nur alle paar Wochen sehen. Da nützte es wenig, wenn er von Abitur und gemeinsamem Studium irgendwo auf der Welt redete. Sie hatten schließlich als Diplomatenkinder alle Möglichkeiten, dachte er immer wieder. Für sie stand die Welt doch offen. Das war auch ein kleiner Ausgleich dafür, dass sie eigentlich ohne Eltern aufwuchsen. Immer unterwegs, hatten ihre Eltern den einfachsten Ausweg gewählt und ihre Kinder von einem Internat ins nächste geschickt. So waren auch die Bedingungen, unter denen Isabelle und er sich zum einen kennengelernt hatten, zum andern ihre Beziehung führten. Zuerst waren Isabelle in Graz und er in Wien, dann Isabelle in Paris und er in Genf. Nun waren sie so nahe beieinander, dass es eigentlich kein Problem sein sollte, diesen letzten Schritt auch noch zu meistern.

„Wir müssen uns beeilen“, sagte er zu Isabelle. Sie strich mit der Hand über das Wasser und machte so gar nicht den Eindruck, als ob sie dazu Lust hätte.

„Wenn du meinst“, antwortete sie bloß.

„Du musst zurück ins Internat. Ich habe mein Auto noch in Gaienhofen stehen“, sagte Tom mit ein wenig Ernsthaftigkeit in der Stimme.

„Ich weiß“, sagte Isabelle, „ich weiß“, wiederholte sie.

„Das ist nun mal so. Nicht mehr lange und wir können miteinander leben, glaub mir“, sagte Tom und versuchte dabei, ihr tief in die Augen zu schauen.

Kräftig zog er die Riemen durch das Wasser. Noch waren sie mitten auf dem See. Zwar konnte man noch alles erkennen, aber die Uferstreifen auf beiden Seiten verschwanden.

den langsam in der aufziehenden Dämmerung. Sie hörten ein sich näherndes Motorboot. Ein starker Motor, dachte Tom noch, als er die Ruder wieder ins Wasser tauchte. Das laute Motorengeräusch kam näher. Aber erst in fünfzig Metern Entfernung sahen sie das Boot. Ein Schnellboot mit schnittigem Rumpf und zwei starken Motoren am Ende. Es rauschte vorbei. Sie sahen nur ein paar junge Männer, die sich trotz der hohen Geschwindigkeit fröhlich zuprosteten.

„Die lassen wir tanzen!“, hörte Tom einen der jungen Männer rufen, als sie vorbeifuhren.

„Gute Idee!“, rief ein anderer der jungen Männer. Das Schnellboot verlor an Geschwindigkeit und machte eine Kehre. Es fuhr wieder auf sie zu. Tom ruderte schneller. Er wollte aus dieser Sache raus. Die Männer hatten doch was vor. Isabelle schaute ihn verwundert an, als das Schnellboot plötzlich wieder auf sie zukam. Mit einer schnellen Wendung drehte das Boot vor ihnen ab und spritzte sie mit einer vollen Breitseite mit Wasser voll. Es ist zu viel Wasser im Boot, dachte Tom noch. Er versuchte, sich kräftig in die Riemen zu legen, um dem Boot zu entkommen. Das drehte kurz hinter ihnen um und kam erneut auf sie zu. Wieder drehte es abrupt ab und ließ sie in einem Schwall von kaltem Wasser zurück.

„Gib ihnen den Rest!“, hörte Tom einen der jungen Männer rufen, die mit Sektkelchen in der Hand auf dem Boot saßen. Tom ruderte, was er konnte, aber gegen das Schnellboot war er machtlos. Nach der nächsten Wendung raste das Boot direkt auf sie zu.

„Pass auf, Isabelle, die kommen wieder!“, rief Tom noch, dann schoss das Boot auch schon auf sie zu. Isabelle hielt sich am Rand des Ruderbootes fest und schaute ihn ängstlich an. Er nahm eines der Ruder aus der Halterung und schwang es über seinem Kopf, um dieses Boot zu vertreiben. Die jungen Männer auf dem Boot lachten. Als Tom das Ruder kraftvoll übers Wasser zog, knallte das Schnell-

boot dagegen. Das Ruderblatt wurde Tom aus der Hand gerissen und flog in Richtung Isabelle. Tom versuchte, sich am Boot festzuhalten, aber inzwischen war zu viel Wasser im Boot. Es sinkt, dachte er noch, dann glitt es auch schon unter ihm weg. Das Ruderblatt war auf Isabelle zugeflogen. Ihr Entsetzen hatte er noch gesehen, bevor er ins Wasser gefallen war. Er schwamm. Mit den Kleidern war das gar nicht so einfach. Er blieb an der Stelle und rief nach Isabelle. Das Boot war gesunken. Von dem Schnellboot war nichts mehr zu sehen. Er rief noch einmal nach Isabelle. Sehen konnte er nicht mehr viel. Der See war unruhig und schwappte in leichtem Wellengang. Wo war Isabelle? Er rief wieder und wieder. Sie musste doch irgendwo hier sein. Das Wasser war nicht kalt. Dafür hatten warme Spätsommertage gesorgt. Tom drehte sich immer wieder um die eigene Achse und versuchte, mit kräftigen Beinschlägen, sich etwas stärker aus dem Wasser zu heben, um weiter sehen zu können. Er rief und rief. Er schwamm ein paar Meter in die eine Richtung, dann in die andere. Er sah sie nicht. Isabelle war verschwunden. Er schwamm noch einmal, diesmal weiter, machte den Kreis immer größer. Nichts. Vielleicht war sie schon ans Ufer geschwommen. Wahrscheinlich, dachte er. So wird es sein, deshalb konnte er sie nicht finden. Er schaute sich noch mal um und sah keine Isabelle. Gaienhofen liegt näher, dachte er. Er zog sich mit Mühe die Schuhe und die Hose aus, um leichter schwimmen zu können. Zögernd machte er die ersten Schwimmzüge in diese Richtung. Wo war Isabelle? Wo war Isabelle? Wo war Isabelle, dachte er bei jedem Schwimmzug. Langsam deckte die Dunkelheit das Geschehen zu.

Vier junge Mädchen, sechzehn und siebzehn Jahre alt, standen am Ufer des Sees an einer besonderen Stelle im Uferschilf und rauchten eine abendliche Zigarette, so, wie sie es an fast jedem Abend in der Woche machten.

„Und wenn er mich fragt?“, sagte Aline.

„Dann sagst du einfach zu“, meinte Lena.

„Ich weiß nicht, gleich ins Kino, zu zweit? Und wenn vielleicht doch eine von euch mitkommt?“, sagte Aline.

„Machst du nun auf kleines Mädchen oder was?“, fragte Laila und nahm einen kurzen Zug von ihrer Zigarette. Eigentlich mochte sie das Rauchen nicht, aber weil es nun mal zu ihren Treffen dazugehörte, rauchte sie halt auch. Allerdings mit wenig Genuss, wenn sie ehrlich war.

Das Schilf stand an dieser Stelle hoch und bot ein gutes Versteck für die vier jungen Frauen. Am Badestrand der Schule war inzwischen das Rauchen verboten worden. Auch in der Schule selbst gab es nur noch eine kleine Raucherecke, in der sich Schüler und Lehrer zu einem gemeinsamen Glimmstängel trafen. Also hatten sie sich dieses Versteck ausgeguckt, um sich abends zu treffen. Meist war die Sonne schon untergegangen. In diesem Zwiellicht schlichen sie sich aus dem Schultor unterhalb des Ortes. Inzwischen führte ein kleiner Trampelpfad durch die hohen Halme hinab zum See.

„Ruhig heute“, sagte Aline, eigentlich nur, um irgendwas zu sagen.

„Erinnerst du dich an die Herbststürme?“, fragte Lena das Mädchen.

„Herbststürme! Lena! Also, was soll ich machen?“, fragte Aline.

„Jetzt tu doch nicht so, als ob du ein kleines Mädchen wärst. Er gefällt dir doch“, sagte Sina bestimmt.

„Da schwimmt noch einer“, unterbrach sie Laila. Die Mädchen schauten hinaus auf den See. Tatsächlich, in den sanften Wellen der Abenddünung kam jemand mit müde wir-

kenden Schwimmzügen auf sie zu. Zuerst hielt er auf den Badestrand des Gymnasiums zu, schwenkte dann jedoch um, als ob er sie gesehen hätte.

„Der schwimmt auf uns zu“, sagte Sina mit ein wenig Mulmigkeit in der Stimme.

„Tatsächlich“, sagte Laila und trat einen Schritt vom Ufer zurück.

Der Schwimmer war nur noch wenige Meter vom Ufer entfernt. Die Mädchen waren alle ein wenig ins Schilf zurückgegangen. Was wollte dieser Schwimmer an ihrer Uferstelle, fragten sie sich. Als er am Strand ankam und aus dem Wasser stieg, sahen sie einen jungen Mann, der nur ein T-Shirt und eine kurze Hose trug, die allerdings nicht wie eine Badehose aussah. Er wirkte erschöpft. Er sank auf die Knie und schien zu schluchzen.

„Wie theatralisch“, kommentierte dies Laila.

„Hör doch auf!“, sagte Sina bestimmt, „er weint!“

Der junge Mann war in sich zusammengesunken und sein Schluchzen war nur durch die nickenden Bewegungen seines Kopfes zu erkennen. Zu hören war nichts mehr.

Sina war die erste, die sich aus ihrer Überraschung löste. Sie ging langsam ein paar Schritte auf das Seeufer zu. Die anderen drei folgten ihr zögernd.

„Ich glaube, ich weiß, wer das ist“, murmelte Sina vor sich hin.

„Was sagst du?“, fragte Laila gleich, die hinter Sina ging.

„Ich glaube, das ist der Freund von Isabelle“, antwortete Sina.

„Wie soll der denn hierherkommen?“, meldete sich Lena von hinten.

„Was weiß ich denn“, zischte Sina der Freundin zu, „er könnte es jedenfalls sein.“

Die vier Mädchen gingen langsam auf den jungen Mann zu, der immer noch am Seeufer kniete. Erst als sie in einem kleinen Halbkreis um ihn herumstanden, schaute der junge

Mann auf. Er wirkte völlig erschöpft und seine Augen waren rot vom Weinen. Der kühle Abendwind ließ ihn frösteln, sein Körper zitterte. Sina nahm ihre dünne Weste ab und legte sie ihm über die Schultern.

„Du bist doch Tom“, sagte sie mit unsicherem Unterton.

Der junge Mann wandte sich ihr zu und nickte nur leicht mit dem Kopf.

„Was ist passiert?“, fragte Sina.

Tom beugte sich nach vorne und drückte seine Stirn in den feuchten Sand.

„Sie ist tot, ich weiß, sie ist tot“, sagte er schluchzend.

„Wer ist tot?“, fragte nun Aline.

„Isabelle?“, kam es leise von Sina.

„Isabelle ist tot!“, riefen Laila und Lena fast wie mit einer Stimme.

„Was ist passiert?“, fragte Sina noch einmal nach.

„Das Boot ist gekentert, wir fielen ins Wasser, das Paddel, Isabelles Kopf, das Motorboot“, stammelte der junge Mann, „sie ist noch da draußen, ich habe sie gesucht, sie war nirgends, ich habe sie gesucht!“

Die letzten Worte schrie er ihnen so laut er noch konnte entgegen. Verzweiflung stand in seinem Gesicht geschrieben. Pure Verzweiflung. Tom zog sich Sinas Weste fest um den Körper. Mühsam stand er auf. Er war fast einen halben Kopf größer als die Mädchen, die ihn unsicher anstarrten.

„Sie ist sicherlich ans Ufer geschwommen. Du hast sie halt übersehen“, versuchte Sina eine beruhigende Erklärung zu finden.

„Aber ich habe sie doch gesucht, bin immer im Kreis geschwommen. Ich hätte sie doch finden müssen“, sagte Tom und schaute hinaus auf den See, der inzwischen von abendlichen Nebelschwaden bedeckt war. Die vier Mädchen standen unschlüssig um ihn herum. Die Frage stand ihnen ins Gesicht geschrieben: Was sollten sie jetzt tun? Sina war die erste, der etwas einfiel.

„Am besten wir gehen erstmal rein. Dann sehen wir weiter. Herr Schaff wohnt doch zurzeit in der Schule, den könnten wir fragen, was zu tun ist“, schlug sie vor.

Tom erzitterte am ganzen Körper.

„Aber ich bin doch schuld, ich habe sie umgebracht!“, rief er, „wenn das meine Eltern oder Isabelles Eltern erfahren!“

„Wieso denn, du kannst doch nichts dafür“, mischte sich Aline ein.

„Doch, doch, ich bin schuld, ich habe doch the oar, wie sagt man auf Deutsch, ah ja, das Paddel gehoben und dann ist das Boot dagegen geknallt. Dann fiel sie von Bord!“

Die Mädchen schauten sich fragend an. Was sollten sie auch sagen. Tom ging ein paar Schritte auf den See zu.

„Was sollen wir bloß machen?“, fragte Lena in die Runde.

„Sie taucht sicherlich wieder auf“, sagte Laila.

„Hoffentlich nicht wirklich“, sagte Sina, „aber vielleicht hat er sie nur übersehen, nicht gefunden eben. So wird es bestimmt sein. Ihr werdet sehen, sie ist bestimmt irgendwo anders an Land gegangen.“

„Aber was machen wir mit Tom?“, fragte nun Aline, „wir können ihn doch in diesem Zustand nicht alleinlassen und auch nicht einfach irgendeinem Lehrer übergeben!“ Die andern drei nickten nur.

„Ich denke, ich habe die Lösung, zumindest für heute Nacht“, sagte Sina.

„Und, wie soll die aussehen?“, fragte Laila.

„Wir verstecken ihn im alten Heizungskeller. Laila und ich, die Externen rufen zu Hause an und sagen, wir übernachteten heute im Internat. Das haben wir früher ja schon öfter gemacht und ihr beiden wohnt ja noch in der Schule.“

„Im alten Heizungskeller? Der hinter dem Bootshaus?“, fragte Lena.

„Genau der, den kennt kaum jemand, die jüngeren Schüler schon gar nicht. Soweit ich weiß sind dort auch noch die Zeltausrüstungen eingelagert. Vielleicht können wir

ein Feldbett für ihn aufstellen. Warm genug ist es dort bestimmt, denn der Abluftschacht der neuen Heizung führt doch dort durch.“

Die vier Mädchen brauchten nicht viele Worte, um Tom von dieser Lösung zu überzeugen. Gemeinsam machten sie sich am Strand entlang auf den Weg durch das Schilf hinüber zum Badestrand der Schule. Der lag leer und verlassen da. Um diese Zeit badete sowieso niemand mehr und die letzten Ruderer saßen längst beim Abendessen in der Mensa.

Die beiden Lehrer hatten sich zu einem gemeinsamen Abend in der Pizzeria verabredet. Nachdem Lorenzo mal wieder italienisch gezaubert hatte und auch der übliche Grappa die Kehlen hinuntergewandert war, redeten sie über die alten Zeiten. Ihre gemeinsamen Tübinger Tage, die Zeit in Leeds in Nordengland, wo sie als Studenten ein Auslandssemester verbracht hatten.

„Weißt du noch, dein Lammkotelett!“, sagte Peter Lange lachend, „dein Lammkotelett, das auch nach drei Mal braten nicht weich werden wollte!“

Max Schaffer nickte nur. „Das muss ein elends alter Hamamel gewesen sein. Dabei hat ihn der Metzger als sehr frisch angepriesen!“, sagte er und musste mitlachen. Peter schaute ihm in die Augen. Max schien sichtlich aufzuleben in der Erinnerung an die alten Zeiten.

„Was ist dir besonders in Erinnerung geblieben?“, fragte ihn Peter.

Max überlegte einen Moment und sagte dann schmunzelnd: „Obwohl es wirklich stressig war und einige Nerven gekostet hat, die Sache mit dem Ticket an Weihnachten,

als wir für ein paar Tage nach Hause geflogen sind. Das hat sich eingeprägt. Ich sehe mich heute noch an dieser Bushaltestelle stehen und höre mich sagen: ‚Peter, du hast doch die Tickets.‘ Dann sehe ich deinen erstaunten Gesichtsausdruck und höre dich sagen: ‚Nein, das habe ich dir doch gegeben, gestern am Fenster, weißt du nicht mehr?‘ Dann die Hetze zurück und die Fahrt mit dem Zug, um das Flugzeug noch zu erreichen.

„Und du hast es noch geschafft!“, sagte Peter lächelnd, „blöd gelaufen, das.“

„So hat das angefangen, damals. Wir beide hatten uns ja ein wenig aus den Augen verloren zu der Zeit. Du hast dich für den Journalismus interessiert und ich habe mein Studium zu Ende gebracht.“

Max lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Giorgio kam an den Tisch und brachte die Pizzas. Peter hatte wie immer eine Calzone bestellt, Max hielt es mit der würzigen Sardellen-Variante. Sie begannen zu essen.

„Und wie geht das mit Kim und dir weiter?“, fragte Max mampfend, „eigentlich kann das doch so nicht weitergehen, oder?“

„Da spricht der Fachmann!“, sagte Peter höhnisch.

„Na, na, jetzt nur nicht so empfindlich, mein Lieber“, gab Max zurück.

„Ist doch aber wahr“, sagte Peter Lang, „du machst hier Ehepause und willst anderen Ratschläge geben. Ich weiß, das sieht von außen ziemlich seltsam aus, aber es geht uns gut so. Und wer weiß, vielleicht ergibt sich bei Kim ja bald eine Veränderung, dann sehen wir weiter.“

Max hörte dem Freund aufmerksam zu und wiegte nur fragend den Kopf hin und her. Er war es gewohnt, von Peter solche Geschichten zu hören und wusste genau, dass sich hinter diesen Geschichten eine Frage verbarg, die sich Peter ungern stellte und von anderen, wenn auch ihm, ungern stellen ließ.

„Was soll sich denn bitteschön bei Kim ändern?“

„Sie könnte vielleicht fest in Konstanz anfangen und nicht mehr Friedrichshafen zugeteilt sein, dann könnten wir auch hier wohnen bleiben“, antwortete Peter.

„Wohnen bleiben? Du hier in deinem Zimmerchen und Kim auf dem Campingplatz? Ich bitte dich!“

Im vergangenen Sommer war Kim Lorenz an den Bodensee nach Friedrichshafen geschickt worden. Seitdem wohnte sie allein oder auch hin und wieder mit Peter in einem Wohnwagen, den ihr Onkel auf dem Campingplatz in Horn stehen hatte. Zugegeben, dachte Peter, so ganz optimal war das nicht, aber sie hatten schon schöne Stunden auf dem Campingplatz verbracht. Allerdings stand für sie beide eine Entscheidung an. Irgendwie fehlte ihrer Beziehung eine Perspektive. Wie sollte das weitergehen? Kim hier am Bodensee, dann womöglich eines schönen Tages in Stuttgart. Denn da wollte die junge Hauptkommissarin eigentlich hin, das war ihm klar. Nur, wie sie das erreichen wollte, war ihm schleierhaft. Der Fall in Tett nang im Herbst des letzten Jahres, hatte ihr da sicherlich nicht weitergeholfen. Vielleicht war das ja auch nicht der richtige Beruf für seine Freundin, dachte er manchmal. Sie hatte in Tett nang die Schuldfrage offen gelassen. Das hatte ihn damals nachdenklich gemacht. Musste jemand, der für Recht und Gesetz eintreten sollte, dieser Schuldfrage nicht nachgehen? Womöglich bis in die letzte Konsequenz?

„Peter“, unterbrach Max seine Gedanken, „an was denkst du?“

„Kim“, sagte Peter nur.

„Aha“, antwortete Max und schwieg.

„Wie das wohl weitergehen wird?“, fragte Peter und schnitt ein großes Stück von seiner Calzone ab. In der Pizzeria war ziemlich viel Betrieb. Peter genoss es, unter Menschen zu sein, deshalb hatte er sich auch entschieden, in den Lehrerberuf zu gehen. Es gefiel ihm auch hier in Gaienhofen. Es

war eine liebliche, hügelige Landschaft, die sich hier an das Nordufer des Bodensees anschloss. Hinter Gaienhofen und seinen Teilgemeinden erhob sich der Schiener Berg, auf dem im Winter schon auch mal Schnee liegen blieb. Das hatte Peter im letzten Winter bei einer Wanderung mit Max selbst erlebt. Im Frühjahr blühten an den Hängen die unterschiedlichsten Obstsorten und auf den Feldern wuchsen Erdbeeren, allerlei Gemüse, darunter natürlich auch der fast schon berühmte Bodensee-Spargel.

„Spargel wäre jetzt auch gut“, murmelte Peter bei diesen Gedanken vor sich hin.

„Spargel? Da musst du dich noch ein paar Wochen gedulden, dann beginnt die Spargelzeit“, meinte Max, „aber glaub mir, spätestens in deiner zehnten Spargelzeit hast du das Gemüse satt. Ich habe damals eine Spargelpause eingelegt. Fünf Jahre keine Stange, dann ging es wieder.“

Recht historische Mauern, dachte Peter Lange, als er am Marstall vorbeiging. Ein kleines Schlösschen des Bischofs, wenn Kim das sehen würde, dann gäbe es gleich wieder die Diskussion, ob das denn notwendig sei oder ob es denn Sinn mache, diesen Herren – und sie sprach dann immer sehr deutlich von „diesen Herren“ – solche Gebäude zu errichten. Immerhin hatten die ausufernden Kosten des Bischofsitzes des Bischofs Tebartz van Elst die katholische Kirche einigermaßen in Aufregung versetzt. Da hatte man endlich einen Papst, der nicht mehr nur Marionette und Vorzeigefigur sein, sondern seinen Glauben leben wollte, und dann kam so was. Sie hatten schon ein wenig gefrotzelt im Kollegium, ein bisschen Häme gegenüber der anderen Glaubensrichtung war da nicht zu verheimlichen gewesen.

Die Entscheidung für Gaienhofen war ihm nicht leicht gefallen, denn schließlich wollten sie in absehbarer Zeit endlich zusammenziehen. Andererseits war Kim weiterhin dem Kommissariat in Friedrichshafen zugeteilt und damit war noch nichts von wegen Beförderung und Landeskriminalamt in Stuttgart. Allerdings wohnte sie weiterhin im Wohnwagen ihres Onkels auf dem Campingplatz in Horn. Also hatte er die Gelegenheit genutzt, hier in Gaienhofen eine Stelle anzutreten. Die Bezahlung war gut, obwohl sie Angestellte der Kirche waren. Das hielt mit den Beamtengehältern durchaus mit.

Das war schon eine eindrucksvolle Anlage: Die alten Gebäude rund um den Marstall, daneben dann die neueren Anbauten, die Mensa, der Sportplatz und ein neues Schulgebäude. Vor allem der schuleigene Badeplatz und der Bootssteg hatten ihn dann vollends überzeugt. Immerhin konnte man jetzt im Juni schon einen Sprung in den See wagen. Ein warmes Frühjahr mit viel Sonne hatte das Wasser schon auf über zwanzig Grad gebracht.

Ein gutes halbes Jahr war Peter Lang nun schon Lehrer am Gymnasium in Gaienhofen. Noch hatte er seinen Entschluss nicht bereut. Der Unterricht machte ihm Spaß und dann hatte er auch noch einen alten Studienfreund, Max Schaff, nach Jahren wieder getroffen. Das war zu Beginn des Schuljahres vielleicht ein Hallo gewesen.

Wenn Lehrer sein, dann hier, dachte er. Denn ein Internat hatte er in seiner Laufbahn, die ja nun wirklich noch nicht so lang war, bisher nicht erlebt. Allerdings würde das nicht mehr lange zu erleben sein, denn zum Ende des Schuljahres würde der Internatsbetrieb eingestellt. Die meisten internen Schüler hatten schon auf andere Internate gewechselt. Zurzeit wohnten nur noch ein paar Schüler der Abitursklasse im Internat. Seltsame Sache, dachte Peter Lange. Er hatte die neuen Kollegen gefragt, mal wenig, mal mehr Erklärungen als Antworten bekommen. Offensicht-

lich hatte der Oberkirchenrat so entschieden. Da waren andere Ausrichtungen geplant. Für den Ort selbst war das natürlich ein erheblicher Verlust an Popularität. Denn durch die internationalen Internatsschüler aus den besten Kreisen war Gaienhofen weit über die Grenzen hinaus bekannt geworden. Vielleicht nicht gerade so wie das Internat in Salem, das nicht weit entfernt im Hinterland des Bodensees lag. Aber immerhin war Gaienhofen eine Schule mit Niveau und einer gesunden Mischung von Internen und Externen gewesen.

Er betrat den Lehrertrakt, in dem sein Zimmer und das von Max lagen. Max war allerdings nur vorübergehend hier einquartiert. Begrenzte Trennung, nannte er das. „Wir müssen uns verlieren, suchen und wiederfinden“, hatte er mal in einem Gespräch über seine Eheprobleme gesagt.

„Komm rein!“, rief es von drinnen. Peter machte die Tür auf. Max war mal wieder bei seinen Yoga-Übungen. Er selbst hasste dieses Getue, musste sich aber in der Diskussion mit Kim und Max meist geschlagen geben. Er war wirklich ein wenig eingerostet, ein Schreibtischtäter eben, würde Kim sagen. Max beendete seine Übung und setzte sich zu Peter an den Couchtisch. Die Einrichtung wirkte irgendwie sehr zusammengewürfelt, dachte Peter, als er sich im Zimmer umschaute. Nun ja, noch hatte er wenig Zeit gefunden, sich um ein wenig Gemütlichkeit zu kümmern. Seine Ansprüche waren auch nicht hoch. Er genoss die Tage im Wohnwagen in Horn zusammen mit Kim. Seine Freundin kam mit dem Wohnwagen zwar auch gut zurecht, aber so hin und wieder, vor allem wenn die Wintermonate anstanden und die Zeiten im Freien kürzer wurden, regte sie sich über diese Lösung auf. Er musste sie dann immer in den Arm nehmen und beruhigen. Er sagte dann meist, dass es ja schließlich nur für eine begrenzte Zeit sei und er sich bald nach einer Wohnung umsehen wolle. Damit waren sie aber unweigerlich bei dem Thema, wie es mit ihnen beiden

und einer gemeinsamen Örtlichkeit stand. Diese Frage war zurzeit noch nicht eindeutig zu beantworten. Kim war bei einer Ermittlungsgruppe in Ravensburg eingesetzt und er wusste nicht, wann sie von dort zurückkommen würde. In den letzten sechs Wochen war sie grade mal für zwei Tage hier bei ihm gewesen.

„Einen kleinen Whiskey?“, fragte Max und unterbrach damit die Gedanken seines Freundes.

„Warum nicht, was hast du denn da?“

„Etwas ganz besonderes, sieh mal, hier!“, sagte Max und hielt ihm die Flasche hin.

„Albwhiskey? Noch nie gesehen, geschweige denn getrunken. Wo hast du denn den her?“

„Hat mir ein alter Freund von der Alb mitgebracht. Und er schmeckt!“, sagte Max voller Überzeugung.

„Man sieht es am Inhalt“, meinte Peter nur lapidar, „na, dann schenk mal ein!“

Sie tranken einen ersten kleinen Schluck. Peter nickte anerkennend.

„Einwandfrei, wenn du mich fragst. Der braucht sich hinter einem schottischen Whisky nicht zu verstecken“, sagte er dann.

„Hast du was von Kim gehört?“, fragte Max.

„Ich weiß bloß, dass Sie noch in Ravensburg bei dieser Sonderermittlungskommission wegen des verschwundenen kleinen Mädchens ist. Hoffentlich finden sie das Kind bald.“

„Schlechtes Zeichen, oder, wenn nun schon Wochen verstrichen sind“, sagte Max.

„Stimmt“, antwortete Peter, „aber du weißt ja, die Hoffnung stirbt zuletzt.“

„Ja, ja, die Hoffnung.“ Max schüttelte den Kopf.

„Jetzt komm mir bloß nicht schon wieder mit deiner Ehe, sei so gut“, meinte Peter nur und ließ sich in einen alten Sessel fallen.

Eigentlich eine schöne alte Stadt, dachte Kim Lorenz, als sie in Ravensburg vom hohen Blaserturm auf die Häuser und Straßen der Altstadt hinunterschaute. Wahrscheinlich hatte die Stadt im Krieg nicht viel abgekliegt, das viel wichtigere Ziel war sicherlich das relativ nahe Friedrichshafen gewesen. Denn dort waren rüstungsrelevante Betriebe, etwa die Zeppelinwerke und die Firmen Maibach und Dornier. Das hatte ihr ein Kollege aus der Ermittlungsgruppe erzählt, der sich als geborener Friedrichshafener gut in der Geschichte der Stadt auskannte. Gut zwei Drittel der Stadt waren bei mehreren Bombenangriffen zerstört worden. Man hatte nach dem Krieg sogar extra eine Schmalspurbahn gebaut, um die Trümmer der Altstadt abtransportieren zu können.

Hier in Ravensburg war deshalb vieles heil geblieben, dachte Kim und betrachtete die kleinen Menschen dort unten, die in der frühen Sommersonne ihre Einkäufe erledigten oder in den Cafés im Freien saßen und die warmen Strahlen genossen. Hier hätte sie leben können, die Größe der Stadt gefiel ihr, es gab ein tolles Angebot an Läden und Gasthöfen und vor allem wurde kulturell einiges geboten. Faszinierend war das neue Kunstmuseum mit den Bildern aus der Sammlung Selinka. Das erste Museum, das in Passivhausbauweise errichtet worden war. Das gefiel ihr, wenn solche Dinge zusammenkamen: Kunst und moderne Technik. Sie schaute auf ihre Uhr. So langsam musste sie sich wieder auf den Weg machen. Sie hatten nun fast sechs Wochen nach dem verschwundenen Mädchen gesucht und waren genau genommen keinen Schritt vorwärtsgekommen. Als sie nach einem langen Abstieg die letzten Treppenstufen nahm, sah sie in der Tür schon die Umrisse eines großen Mannes. Ihr Kollege aus der Ermittlungsgruppe, Hans Martmann, hatte versprochen, sie nach ihrem Stadtbummel am Blaserturm abzuholen. Das Polizeirevier, wo sie als Ermittlungsgruppen untergebracht waren, lag ganz in der Nähe in einem der ältesten Häuser der Stadt.

„Na, mal wieder Ravensburg genossen“, fragte Martmann. „Du hattest recht, man hat tatsächlich einen herrlichen Blick von dort oben“, sagte Kim Lorenz und zeigte hinauf zur Spitze des Blaserturms. Hans Martmann nickte nur zustimmend und schlug den Weg hinüber zu ihrem Hauptquartier ein. Kim Lorenz setzte ihre Sonnenbrille auf und ging ihm hinterher. Mit seinen abgewetzten Jeans und der Leinenjoppe wirkte Martmann so gar nicht wie ein Polizist. Aber Kim Lorenz wusste um den scharfen Verstand des Kollegen, der in so mancher Ermittlung zu unerwarteten Erfolgen geführt hatte. Nur hier in Ravensburg, in der Ermittlungsgruppe, hatte bisher auch der Verstand von Martmann zu keinen Erfolgen geführt. Das Mädchen war auf dem Heimweg vom Klavierunterricht vor nun fast sechs Wochen verschwunden. Sie hatten keinen Zeugen aufreiben können und das Gebiet weiträumig mit Spürhunden abgesucht, aber keinerlei Spuren finden können. Die Ermittlungen im Umfeld der Vermissten hatten ebenfalls nichts gebracht. Sie stocherten im Nebel, drehten jeden Stein um und versuchten, in jede nur erdenkliche Richtung zu denken.

Das Gesicht des Mädchens lag seitlich auf dem feinen Sand des Seeufers. Kleine Wellen spülten der Toten immer wieder Wasser in den Mund, sodass sich die Lippen ein wenig bewegten, als ob sie noch etwas erzählen wollte. Brigitte Wölfli hatte nur einen Blick auf den See werfen wollen. Da machte sie manchmal am Vormittag, bevor die ersten Gäste kamen. Da ging sie über die Wiese auf den Steg. Heute hatte sie aus Versehen die Tischdecken mitgenommen. Vielleicht hätte sie das tote Mädchen gar nicht entdeckt. Sie hatte eigentlich nur nach unten geschaut, weil das Seewasser heute

lauter gegen die Pfosten des Stegs zu schlagen schien. Erst als sie sich über den Bretterrand des Stegs beugte, sah sie die Leiche. Komisch, dachte sie noch, warum bewege ich mich nicht und versuche, das Mädchen zu retten. Da war nichts mehr zu retten. Irgendwie war ihr das mit dem ersten Blick klar gewesen. Wer so im Wasser lag, dem war nicht mehr zu helfen. Eigentlich müsste sie jetzt schreien, ganz laut hysterisch schreien und Menschen herbeirufen, um auf die Tote aufmerksam zu machen. Aber Brigitte Wölfli blieb ruhig, ganz ruhig. Ihr lief nur ein kalter Schauer über den Rücken und es zuckte in ihren Beinen, als ob ihr für einen kleinen Moment der Boden unter ihren Füßen weggezogen würde. Sie hatte die Tischdecken für die Gartentische noch auf dem Arm. „Ein schöner Vormittag“ hatte sie noch vor ein paar Minuten gedacht, als sie auf den See hinaus hinüber nach Gaienhofen geschaut hatte. Noch war die Sonne hinterm Bergrand, der an der Schweizer Seite des Sees recht steil aufstieg, verborgen. Die ersten Strahlen würden erst in ein oder zwei Stunden auf den kleinen Garten fallen, der dem Seehotel als Bier- oder Café-Garten diente.

Brigitte Wölfli schaute sich um. Kein Mensch war zu sehen. Eigentlich kein Wunder, denn zu dieser Zeit war nur drüben im Hotel Betrieb. Bei ihnen hier ging es erst am späten Vormittag los, wenn die ersten Ausflügler den See erreicht hatten und ein zweites Frühstück oder einen kleinen Fröhschoppen zu sich nahmen.

Brigitte überlegte: Konnte sie die Tote hier einfach so allein im Wasser liegenlassen? In der Lage, mit dem Wasser im Mund und den Lippen? Was einem so für Gedanken durch den Kopf gehen konnten, dachte die junge Frau und legte die Tischdecken auf den nächsten Tisch. Mit festem Schritt ging sie zurück ins Lokal und zum Telefon.

„Ich habe eine Leiche zu melden, eine junge Frau, hier in Steckborn, beim Gartenlokal des Seehotels, hier spricht Brigitte Wölfli, Serviererin“, sagte sie und legte auf.

Für Kim Lorenz war das die erste Ermittlungsgruppe, an der sie teilnehmen durfte. Seit ihrem letzten Fall, dem toten Hopfenbauern in Tett nang, war sie den ganzen Winter über mit Schreibtischarbeit in Friedrichshafen beschäftigt worden. Ein Fall ohne Verhaftung war eben aus Sicht der Vorgesetzten kein guter Fall. Aber sie hatte in Tett nang richtig gehandelt, da war sie sich sicher. Vielleicht würde sie in den nächsten Tagen mal rüberfahren nach Tett nang und den Schurrschen Hopfenbauernhof aufsuchen. Ob Frau Schurr und die Kinder wohl noch dort lebten? Und was war mit der Familie Lohr wohl inzwischen geschehen? Der Mann hatte sich im Laufe der Ermittlungen in dem Gasthof aufgehängt, in dem sie abgestiegen war. Ein seltsamer Fall war das gewesen. Drei mögliche Täter und zwei davon tot, einer aufgehängt, einer im Hopfen verunglückt. Auf der Flucht vor ihr, der Kommissarin. Die Bilder tauchten wie Blitzlichte immer wieder vor ihren Augen auf. Die Hopfenreihen, das Motorrad auf der Motorhaube ihres Wagens und der junge Mann in den Hopfendrähten. So war das ausgegangen. Die einzige überlebende Täterin konnte sie nicht verhaften, weil sie ihr nichts nachweisen konnte. Also war sie...

„Frau Lorenz! Sind Sie gedanklich bei uns?“

Kim Lorenz zuckte zusammen. Da waren wieder einmal ihre Gedanken mit ihr spazieren gegangen. Der Ermittlungsleiter, Hauptkommissar Bruchleitner, grinste sie schelmisch an.

„Ich weiß, dass wir langsam alle an unsere Grenzen kommen. Für einige von Ihnen ist dies die erste Sonderermittlungsgruppe, an der sie teilnehmen. Andere haben solche Fälle schon mal erlebt und wissen um die besondere Problematik dieser Ermittlungen. Sie wissen selbst, dass die Statistik ganz deutlich zeigt, dass, wenn nicht in den ersten Tagen nach der Tat eine Spur oder Spuren gefunden werden, die Aussicht auf eine Lösung des Falles mit jedem ver-

streichenden Tag immer unwahrscheinlicher wird. Wir sind nun schon in der sechsten Woche unserer Arbeit und haben noch keinerlei Ansatzpunkt gefunden. Kein Wunder also, dass die Leitung ein Ende dieser Sonderermittlungsgruppe ins Auge gefasst hat.“ Messerle legte eine kleine Pause ein und ließ die Worte auf die zwölf anwesenden Kommissare wirken. Wie er erwartet hatte, kam wenig Reaktion. Das wunderte ihn wenig, denn acht seiner Leute waren von den umliegenden Revieren hierhergeschickt worden und in den letzten Wochen nur wenige Tage zu Hause gewesen. Hinzu kam der tägliche Frust der Ermittlungsarbeit.

Kim Lorenz schaute aus dem Fenster. Da lag diese unschuldige und nette Stadt mit ihren liebenswerten Menschen und doch lebte und wohnte dort einer, der einem Mädchen wahrscheinlich etwas Böses angetan hatte. Etwas Böses, dachte die Kommissarin, der hatte sie wahrscheinlich in sein Auto gezerrt und war mit ihr irgendwo hingefahren. Und dann...

Sie hatten die Tote ans Ufer gezogen. Aber Kommissär Urs Rübli hatte das Bild des Mädchens noch vor Augen. Kein Wunder, dass die Serviererin es dann doch mit den Nerven gekriegt hatte. Das Schwappen des Wassers und die Lippen, die sich bewegten. Das hatte selbst ihm, dem erfahrenen Kriminaler, einen kalten Schauer den Rücken hinuntergejagt. Es war immer wieder dasselbe, jeder Fall ein neuer Fall und eigentlich Routine, aber dann doch dieses Staunen, welche Bilder das Leben noch für ihn bereithielt. Immer wieder neue Tote, andere Situationen und wieder unbekannte Täter.

Rübli war mit seinen 45 Jahren schon lange dabei. Eigentlich gehörte er zur Züricher Kantonspolizei. Nur weil es sich hier wahrscheinlich um einen grenzübergreifenden Fall handelte, hatte man ihn angefordert, beziehungsweise hatte der hiesige Kantonschef den Kollegen in Zürich angerufen, ob er nicht einen erfahrenen Mann schicken könnte. Mit Mord hatten sie auf der Schweizer Seeseite noch nie etwas zu tun gehabt. Vielleicht wurde mal ein Urlauber vermisst oder es gab Boote, die auf dem See zu suchen waren, damit konnten sie umgehen. Aber eine Tote, eine solche Tote, hatten sie hier noch nie gehabt. Also hatte Rübli's Chef seinen besten Mann geschickt.

„Hat man was über die Identität herausbekommen?“, fragte Urs Rübli einen der Kollegen. Wachtmeister Studer, so hieß der tatsächlich, hatte bei der Vorstellung nur gelächelt und gemeint: „Ich heiße tatsächlich so, bin aber weder verwandt noch verschwägert!“ Das wäre auch zu witzig gewesen, wenn hier ein Nachfahre des durch den Kriminalschriftsteller Friedrich Glauser berühmt gewordenen Schweizer Kommissärs seinen Dienst versehen hätte.

„Wäre aber schon witzig gewesen, mit Ihnen als Kommissär Studer an der Seite“, sagte Urs Rübli mit einem verschmitzten Lächeln.

Sein Gegenüber grinste ebenfalls.

„Also“, nahm Rübli seinen Faden wieder auf, „was wissen wir?“

„Wir haben bei den deutschen Kollegen auf der anderen Seeseite nachgefragt. Dort ist bisher noch keine Vermisstenmeldung eingegangen, die auf das hier passen könnte“, antwortete der Wachtmeister.

„Das hier?“, entgegnete Rübli, „was soll das heißen, ‚das hier‘? Hier liegt ein Mensch, ein junges Mädchen von vielleicht siebzehn Jahren und Sie sagen dazu: ‚Das hier!‘“

„Entschuldigen Sie“, sagte Studer kleinlaut, „also, wir hönd no keine Identifizierung der Tote.“ Immer, wenn er in solche

Situationen geriet, rutschte der Wachtmeister ins Schwyzerdütsch. Aber schließlich sprach man auf seiner Seeseite so. Da konnte der Kommissär aus der Stadt reden wie er wollte. Inzwischen war die Spurensicherung mit ihrer Arbeit fertig. Kommissar Rübli ging zu der Truppe hinüber, die an ihrem VW-Transporter zusammenstand. Urs Rübli stellte sich vor und begrüßte die Kollegen.

„Und?“, fragte er nur.

„Wir haben nicht viel“, sagte einer der Spurensicherer, offensichtlich der Leiter der Aktion. „Äußere Spuren lassen sich nicht feststellen, dazu war die Leiche zu lange im Wasser. Kein Abrieb, keine Risse oder Löcher in der Kleidung. Das Medizinische wird Ihnen sicherlich gleich die Kollegin dort drüben mitteilen können. Sie ist gerade dabei, die Leiche zu untersuchen. Wir konnten lediglich feststellen, dass die Tote Markenkleidung der oberen Preisklasse trug. Wie gesagt, alles Weitere von der Kollegin. Tut mir leid“, sagte der Chef der Spurensicherer zum Schluss.

„Das muss Ihnen doch nicht leidtun“, wandte Rübli sich ihm zu, „wenn Sie nicht mehr finden konnten, dann konnten Sie eben nicht mehr finden. Dann ist das so. Danke. Schaffen Sie's noch gut. Ich werde mich dann mal mit der Kollegin drüben unterhalten.“

Die Leute von der Spurensicherung packten ihre Sachen vollends zusammen und setzten sich in ihren Wagen. Kommissar Rübli schaute dem Bus hinterher, als er vorsichtig über den Rasen davonfuhr. Das war eben die Schweiz, dachte er, in jedem Krimi hätten die mit durchdrehenden Reifen eine Furche hinterlassen. Nicht so in der Schweiz, hier achtete man auf seine Natur. Rübli lächelte ob des Allgemeinplatzes, der ihm hier wieder mal in den Sinn gekommen war. Er dachte an das Asterix-Heft: Asterix bei den Schweizern. Er las es immer wieder gerne und musste lächeln, wie übertrieben, aber doch auch treffend, er und seine Landsleute darin charakterisiert wurden. Er war ein Fan dieser Hefte und

hatte jedes neue mit Freude begrüßt. Ein richtiges Ritual war es gewesen, das Heft am Kiosk zu kaufen und anschließend, draußen blieb die restliche Welt, in aller Ruhe in einer stillen Ecke zu lesen, dann noch einmal zu lesen und schließlich ein drittes Mal zu lesen. Was einem aber auch alles durch den Kopf gehen konnte in so kurzer Zeit, dachte der Kommissar, als er die wenigen Meter hinüber zur Toten und zur Gerichtsmedizinerin zurückgelegt hatte.

„Urs Rübli, Kantonspolizei Zürich“, stellte er sich vor. Die Frau kniete über der Toten. Sie war, wie man so sagte, mittelgroß, so zwischen einsfündsechzig und einsfündsiebzig. Ihre schwarzen Haare fielen in langen Locken über ihre Schultern und was da unter dem weißen Arbeitsmantel zu erkennen war, konnte als gute Figur durchgehen. Als die Frau aufschaute und ihm ihr Gesicht zuwandte, fand Rübli, dass auch diese Partie sehr gut zu einer hübschen, attraktiven Frau passte. Sieh an, sieh an, dachte der Kommissar, was die Provinz doch manchmal für Schätze birgt.

„Eleonore von Schmidt, Gerichtsmedizin Basel, zur Zeit Steckborn“, stellte sich die Frau vor.

„Von Schmidt? Was ist denn das? Schweizer Adel?“, fragte Rübli amüsiert.

„Ich bin Deutsche. Der Adel kommt vom Militär, vermutlich mein Urgroßvater. Ich muss das mal löschen lassen. Aber dann bin ich nur noch Schmidt – und das ist langweilig. Von Schmidt hat doch was, oder?“, antwortete die Gerichtsmedizinerin.

„Da haben Sie allerdings auch recht. Freut mich, Sie kennenzulernen.“ Er gab der Frau, die etwa in seinem Alter war, die Hand.

„Ebenfalls. Wieso muss da einer von euch aus Zürich kommen?“, fragte sie forsch.

„Na ja, die haben hier nicht so viel Erfahrung mit Toten, vor allem, wenn sie ermordet oder verunglückt sind“, antwortete Rübli. „Und? Ermordet oder verunglückt?“

„Kann ich noch nicht eindeutig sagen. Hier folgt nur der übliche Spruch, dass weitere Untersuchungen die eindeutige Todesursache ans Licht bringen werden“, sagte die Gerichtsmedizinerin.

„Aber Sie können schon was sagen, oder“, setzte Rübli nach.

„Nun ja. Die Tote hat wenig äussere Verletzungen. Ein paar Hämatome, die durchaus bei einem Sturz hätten entstehen können. Die einzige ernsthafte Verletzung ist diese Platzwunde an der Stirn. Ein fester Schlag, vielleicht auch mit dem Kopf aufgeschlagen. Jedenfalls gibt es Partikel in der Wunde, die ich auf den ersten Blick als Holzsplitter oder Holzfasern beschreiben würde. Genaueres folgt.“

„Holz?“, fragte Rübli nach.

„Ziemlich eindeutig“, antwortete von Schmidt.

„Todesursache?“

„Nicht der Schlag auf den Kopf, denke ich. Betonung liegt auf: denke. Aber die Verletzung sieht mir nicht so aus, als ob man daran sterben könnte. Nachdem sie hier angespült wurde, könnte man ertrinken annehmen“, antwortete von Schmidt.

„Ertrunken im See, also“, sprach Rübli leise vor sich hin.

„Im Meer nicht, wenn ich nicht doch noch Salzwasser finde“, bemerkte die Gerichtsmedizinerin spitz.

Rübli lächelte sie an.

„Ich mag das. Humor am Arbeitsplatz. Sonst noch was?“

„Vermutungen, nur Vermutungen“, sagte von Schmidt.

„Dann vermuten Sie doch mal“, sagte der Kommissar.

„Sie ist wahrscheinlich von dort drüben“, sagte die Frau und zeigte hinüber zur anderen Seeseite.

„Wie kommen Sie darauf?“

„Die Kleidung, das gepflegte Äussere und der Ort.“

„Wieso der Ort?“

„Da drüben liegt Gaienhofen mit dem Internat. Dem ehemaligen Internat, muss man wohl bald sagen.“

„Warum ehemalig?“, fragte der Kommissar nach.

„Weil sie es einstellen werden, das Internat. Meine Tochter ist auch noch dort.“

„Ihre Tochter?“

„Der Vater ist im Auswärtigen Dienst und nie zu Hause. Ich bin Gerichtsmedizinerin und auch wenig zu Hause. Also fanden wir, dass es für ein Einzelkind wie Christa vielleicht das Beste ist, zusammen mit anderen Kindern aufzuwachsen.“

Rübli schaute über den See nach Gaienhofen hinüber. Das mochten vielleicht zwei Kilometer sein, schätzte er. Damit waren die deutschen Kollegen auch mit im Spiel. Er betrachtete die kleinen Ortschaften am anderen Seeufer. Dahinter stieg die Landschaft an. Ein langer Bergrücken zog sich von der deutschen Seite bis hinüber in die Schweiz. Auf der Schweizer Seite kannte er das idyllische Städtchen Stein am Rhein. Da könnte man mal wieder einen Besuch machen, dachte der Kommissar, wandte sich dann aber wieder der Kollegin zu.

„Klingt einleuchtend, Ihre Vermutung“, sagte er.

„Aber wirklich nur Vermutung“, kam es zurück. Die Gerichtsmedizinerin zog den Reißverschluss der Plastikhülle von den Füßen zum Gesicht der Toten hin zu. Als letztes verschwand der Mund, der sich im Wasser noch so seltsam bewegt hatte. Rübli konnte einen Schauer unterdrücken. Die Leiche wurde von Beamten in einen Transporter gehievt.

Eleonore von Schmidt stand mitten zwischen den Tischen des Gartencafés. Sie zog sich einen Stuhl von einem der Tische heran und setzte sich.

„Ob wir wohl eine Tasse Kaffee bekommen?“, fragte Urs Rübli. Er schaute sich um. Die Kollegen waren alle gegangen. Jeder hatte seine Aufgabe, und bis die Identität der Toten nicht feststand, konnte er nicht viel tun.

„Hallo!“, rief er nach hinten zur Wirtschaft hin. Die Serviererin kam aus der Tür. Sie schaute die beiden Ermittler stau-

nend an. Da wurde hier eine Leiche angespült und die beiden zuständigen Beamten saßen bei ihr in der Gartenwirtschaft. Womöglich würden die jetzt noch Kaffee bestellen. Von mir aus, dachte Brigitte Wölfli, aber Kuchen gab es so früh noch keinen. Kuchen nicht. Sie ging hinaus in den Garten.

„Könnten wir vielleicht bitte zwei Cappuccinobekommen?“, fragte der Kommissar, als sie an dem Tisch der beiden ankam.

„Weil Sie es sind“, sagte Brigitte höflich und ging zur Wirtschaft zurück.

„Das hat ihr jetzt nicht gefallen“, sagte Eleonore von Schmidt.

„Wie kommen Sie drauf?“

„Das war in ihrem Blick, als sie uns hier sitzen sah.“

„Gute Beobachtung. Möchten Sie vielleicht die Abteilung wechseln? Allerdings nicht ganz richtig beobachtet. Ich saß noch nicht. Ich sitze erst jetzt“, sagte der Kommissar und nahm sich ebenfalls einen Stuhl. Er setzte sich.

„Sie wohnen in Basel, ich meine, Sie und ihr Mann?“

„Nein, nur ich. Wir leben nicht mehr zusammen.“ Eleonore von Schmidt schaute nachdenklich auf den See hinaus.

„Ich wollte nicht...“

„Lassen Sie nur. Es war eine ganz normale Frage mit einer ganz normalen Antwort. Mein Mann ging seiner Wege, ich blieb mit Christa zurück. So war das. Sind Sie verheiratet?“

„Ich, nein, irgendwie...“

„Ist nie die Richtige vorbeigekommen?“

„So ähnlich, ja.“

„Schon seltsam, eigentlich.“

„Was meinen Sie?“

„Dass wir uns hier und jetzt so unterhalten. Vielleicht ist es der Tod, der uns beiden immer wieder begegnet. Könnte doch sein. Wahrscheinlich denkt man dann anders, schaut auf sein Leben mit mehr Ernsthaftigkeit, als es andere tun, die der Tod vielleicht nur einmal trifft.“